wachsen, also ein Theil der Natur selbst und daher göttlichen Ursprungs. Was aber will die Sozialdemokratie? Sie will ersteres Recht in ihrem Zukunftsstaat nicht gelten lassen und erklärt letzteren, nämlich den Glauben an ein höheres Wesen, für überflüssig. Auch die Ehe in der jetzigen Form paßt ihr nicht. Indem sie aber ein natürliches Recht der Erziehung des Kindes durch die Eltern nicht gelten läßt, den Glauben an Gott für überflüssig erklärt und die christliche Ehe als Grundlage eines geordneten Familienlebens beseitigt sehen will, stellt sie sich in Gegensatz zu der heutigen Gesellschaftsordnung und macht sich alle diejenigen zu ihren Feinden, welche sich mit ihr hinsichtlich der wirthschaftlichen Fragen zu gemeinsamen Reformen gern vereinigen möchten. Sie hat damit die Front ihrer Gegner wesentlich verlängert. Nur dann erst, wenn die Bestrebungen der Sozialdemokratie sich lediglich auf Hebung der wirthschaftlichen Lage der Arbeiter beschränken, wenn sie ferner das, was anderen Menschen heilig ist, respektirt, kurz, wenn sie auf gesetzlichem Wege in schrittweisen Reformen eine Aenderung der Rechts- u. Gesellschaftsordnung herbeizuführen gewillt ist, nur dann erst werden ihr die Sympathieen der breiten Masse des Volkes sicher sein; geht sie aber auf dem eingeschlagenen Wege weiter, überschüttet sie das, was Andern lieb und theuer ist, mit Spott und Hohn, folgt sie ferner blindlings den sich aus dem Schweiß der Parteigenossen mästenden gewissenlosen Führern und ist sie stets nur auf den gewaltsamen Umsturz aller bestehenden Ordnung bedacht, dann wird sie sich auf einen Kampf gefaßt machen müssen, bei dem sie, selbst wenn er äußerlich zu ihren Gunsten ausfallen sollte, doch besiegt sein würde. Auf die französische Revolution 1789 folgte die Schreckensherrschaft und auf diese Napoleon I., der die meisten der Männer, welche noch vor Kurzem Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit geschrieen hatten, auf die Schlachtfelder in Italien, Afrika, Spanien, Deutschland und Rußland schleppte und sie dort verbluten ließ. Nicht im gewaltsamen Umsturz, sondern in schrittweisen Reformen ist für den vierten Stand eine Aenderung und Besserung seiner Lage zu erhoffen. Um dieses Ziel zu erreichen, ist es vor Allem nöthig, daß Ihr Männer von tadellosem Ruf an die Spitze Eurer Vereine wählt, Männer, die ein glückliches Familienleben mehr lieben als die Kneipe, Männer, die von wahrer Liebe zur Heimath, zum Vaterlande, zu Weib und Kind beseelt sind. Wählt neben gelehrten Männern auch solche, die Schwielen an den Händen haben, denn diese vermögen sich am besten in Eure Lage zu versetzen. Es giebt auch im Handwerker- und Arbeiterstande intelligente Männer mit offenem, klarem Blick für das, was Euch noth thut. Trauet nicht den Leuten, die meist durch ihre eigene Schuld im Leben Schiffbruch gelitten haben und die danach, mit Gott und der Welt zerfallen, sich als Eure Führer und Retter aus allen Nöthen aufspielen, in Wirklichkeit aber auf Eure Kosten leben, Euch nur verhetzen, Euer Gemüth vergiften und Euch den Frieden der Seele rauben, ohne den es auf Erden kein wahres Glück giebt. Noch ist es für Euch, meine lieben westfälischen Brüder, Zeit, ob Ihr Euch für eine auf friedlichem Wege anzubahnende Reform entscheiden oder der rothen Fahne folgen wollt. In ersterem Fall winkt Euch endlicher Erfolg, denn mögen auch noch so viele Jahre darüber hingehen, bis die Staaten und die Gesellschaft sich zu energischem Handeln für den Handwerker und Arbeiter aufrafft, kommen wird endlich die Zeit, da Euren berechtigten Klagen Abhilfe geschafft werden muß. Wohin Euch dagegen jene Männer führen, die nur in dem Umsturz alles Bestehenden das Heilmittel aller Schäden und Unvollkommenheiten hier auf Erden erblicken, das werdet Ihr wohl schwerlich von ihnen erfahren. Sind sich die Führer der Sozialdemokratie doch selbst über das Ziel nicht im Klaren. Das, meine lieben Landsleute habe ich Euch sagen wollen, bevor Ihr Euch für die Sozialdemokratie erklärt, die, wie ich höre, auch hier in unserer feierlich stillen Gegend sich auszubreiten trachtet. Ueberlegts wohl, ehe Ihr Euch entscheidet! Bedenkt, wo die Sozialdemokratie auch bislang ihren Fuß hinsetzte, überall schwand Friede und Eintracht unter den Bewohnern; an Euch liegt es, ob Ihr diese Saat des Hasses und Mißtrauens, der Zwietracht und der Unzufriedenheit unter Euch emporschießen lassen wollt."

Mit einer leichten Verbeugung gegen die Versammlung trat Fritz Wolters zurück, stieg, ohne sich nach dem Vorstandstische umzuwenden, die Stufen in den Saal hinab u. schritt nach seinem Platze, wo ihn die drei Herren mit Blicken des Einverständnisses betreffs seiner Rede empfingen.

Die Versammlung verhielt sich nach der eben gehörten Rede auffallend ruhig, nur von dem Tische, an dem die jungen Burschen saßen, erscholl das bekannte künstliche Husten, mit dem man den Gegner zu verhöhnen sucht. Der Leiter der Versammlung schaute eine Weile mit stieren Blicken über die Köpfe hinweg nach dem Tische, an dem Wolters sich niedergelassen hatte; er schien nur Augen für ihn zu haben. Wer war dieser Mensch nur? mochte er denken. Jetzt erhob sich Dr. Schröder, räusperte sich vernehmlich und trat zu dem Vorsitzenden, mit dem er schnell einige Worte wechselte. Gleich darauf erscholl die Klingel des Vorsitzenden, der Doktor zog gleichzeitig seine Uhr, dann trat er schnell vor die Versammlung.

„Es war meine Absicht, verehrte Genossen", begann er, „die eben gehörten Ausführungen meines Gegners im Einzelnen zu widerlegen, ich sehe indeß zu meinem Bedauern, daß mir dazu nur eine Viertelstunde Zeit verbleibt, weil ich mit dem Elfuhrzuge wieder abreisen muß, um morgen früh in S. einen bereits festgesetzten Vortrag zu halten." Redner versuchte hierauf verschiedene Behauptungen Wolters zu widerlegen, so besonders diejenige, daß die sozialdemokratische Partei auf den gewaltsamen Umsturz der jetzigen Gesellschaftsordnung hinstrebe; das sei nicht wahr, sie strebe zunächst nur nach weitester Verbreitung ihrer Ideen und Aufklärung der Volksmassen, von denen noch Viele, besonders die gewöhnlichen Landarbeiter, sich des unwürdigen Zustands, in dem sie dahin lebten, nicht bewußt wären. Die Umwälzung käme dann von selbst. Der Redner, der soeben, angeblich als wandernder Schlossergeselle, für die um ihre Geldsäcke besorgten Bourgeois eine Lanze gebrochen, möge doch einmal seine Hände zeigen, ob er denn Schwielen darin habe." Kaum hatte der Doktor das gesagt, da riß er seine kleinen dunklen Augen groß auf, denn Fritz Wolters hatte sich blitzschnell erhoben und hielt die Hände den Nächstsitzenden hin, von denen ein älterer Mann gleich darauf zum Sitz des Vorstandes die Worte hinaufrief: „Der hat sogar dicke Schwielen an den Händen". Und ein Anderer rief: „Wer so zu reden versteht, der wird auch wohl Kopfschwielen haben." Hatte schon die Rede des Doktors die Menge nicht zu fesseln vermocht, so hörte diese jetzt kaum noch auf seine Entgegnung hin. Alles blickte nach dem fremden Schlossergesellen. Infolgedessen wurden auch die Worte des Doktors, mit denen er bald darauf schloß — er dankte damit allen und versicherte, daß er bald wiederkommen werde, um die Genossen erst näher kennen zu lernen — kaum noch gehört, ja ein alter Mann vom Land rief ganz deutlich: „Bliew man tau Hus, ole Quasselfritz, süs kunnt Di hier noch slecht gahn."

Gleich nachdem der Doktor seine kurze Erwiderung beendet, erhob sich der Vorsitzende, klingelte und schloß mit kurzen Worten die Versammlung. Obschon er bekneipt war, fühlte er doch, daß der junge Verein eine schwere Niederlage erlitten. Daß auch heute gerade dieser reisende Handwerksbursch, der sich dem Doktor entschieden gewachsen zeigte, in die Versammlung hineinschneien mußte. Aber wart', er sollte ihm nicht entschlüpfen, die Sache war nicht richtig, in dem Arbeitskittel des Schlossers steckte ein Anderer.

Inzwischen leerte sich der Saal mehr und mehr, die älteren Männer gingen ruhig nach Hause, nur etwa ein Dutzend junger Burschen blieb zurück, und zu diesen gesellte sich der Theaterdirektor, dessen Frau sowie der „Schlosser-Wilhelm." Auch der Vereins-Vorsitzende, welcher sich von dem eilig zur Bahn aufbrechenden Doktor verabschiedete und den übrigen Vorstandsmitgliedern es überließ, denselben an den Zug zu begleiten, nahm bald bei den Zurückgebliebenen Platz. Seinen Zweck, den fremden Schlosser in ein Gespräch zu verwickeln, um dabei herauszubekommen, weß Geistes Kind derselbe war, hatte er zu seinem Aerger nicht erreicht. Fritz Wolters hatte als einer der Ersten längst den Saal verlassen u. war zu Bett gegangen.

Sommer mischte sich nicht in das lebhafte Gespräch, welches die Burschen über das Gehörte führten. Er ärgerte sich, daß Keiner ihm bis soweit auch nur ein Wort des Dankes für seine viele Mühe um das Zustandekommen der Versammlung gesagt hatte, daß vielmehr zur Stunde überall die Person des fremden Schlossers in den Vordergrund gerückt ward, von der gleichsam die ganze Gesellschaft auf den Kopf gestellt worden war. Hörte er eben doch erst wieder, wie der „Theaterdirektor" den Menschen in den Himmel lobte und wie selbst der zerlumpte Stromer, der „Schlosser-Wilhelm", den „Collegen" als einen Kerl bezeichnete, „der det Herz un det Maul auf die rechte Stelle sitzen hat, jegen den der kleene Doktor 'ne Null is." Das Mißtrauen, welches der Schlosser-Wilhelm gegen den „Collegen" hegte, indem er befürchtete, daß dieser einer von der geheimen „Teckelei" (Geheimpolizei) sein könnte, war bei demselben längst verschwunden; ein Geheimpolizist kam sicher nicht nach Blankenfelde, um eine politische Rede zu halten, so überlegte der geriebene Stromer. Sommer rückte unterdeß wüthend auf seinem Stuhle hin und her, kein Mensch kümmerte sich ja heute um ihn, und als nun gar der Theatermensch den Vorschlag machte, „ob den geehrten Herrschaften" ein kurzer Vortrag aus Fritz Reuters Werken gegen eine nach Belieben zu bemessende Vergütung genehm wäre" und die „Genossen" sich damit einverstanden erklärten, da sprang Sommer erbost auf und verließ den Saal.

5.

Herr Brauer, der technische Leiter der Eisen- u. Metallwaaren-Fabrik in Blankenfelde, ein Mann in den fünfziger Jahren mit ernsten aber nicht unfreundlichen Mienen, betrat heute in offenbar guter Laune sein Heim, um mit den Seinen das Mittagsmahl einzunehmen. Er scherzte mit seiner etwa zehn Jahre jüngeren Frau, welche in dem kleinen Garten vor dem weinberankten und nur einen Büchsenschuß von der Fabrik entfernten Häuschen Blumen gätete, guckte dem „Jüngsten", der Ferien hatte, aber trotzdem eifrig in der schattigen Laube lateinische Vokabeln in die Kladde eintrug, über solchen Fleiß erfreut, einen Moment über die Schulter und betrat dann, gefolgt von seiner Frau, welche sich über das ungewohnte heitere Wesen ihres in letzter Zeit immer ernst gestimmten Mannes des Höchsten wunderte, die Wohnung, in der die etwa zwanzigjährige Tochter des Hauses den Mittagstisch herrichtete.

„Nun, Clärchen, wie lautet denn heute Dein Küchenzettel?" redete Herr Brauer seine hübsche brünette Tochter an, welche gerade eine Vase mit einem Strauß prachtvoller Herbstrosen auf den bereits gedeckten Eßtisch stellte.

„Es giebt nichts Besonderes, Papachen, Hammelfleisch mit Rübchen."

„So, o die Rübchen esse ich aber gern; Mädel, ich bringe heute einen gehörigen Appetit mit nach Hause."

Nach wenigen Minuten saß die kleine Familie um den Tisch. Der Knabe faltete, wie er es nicht anders kannte, seine Hände und betete: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast, und segne, was Du bescheeret hast."

Während des Essens hielt die gute Laune bei dem Hausherrn an, er hatte, so überlegte seine Frau, gewiß eine unerwartete gute Nachricht über ein Lieferungsgeschäft der Fabrik oder dergleichen erhalten. Da ihr Mann aber nie über geschäftliche Dinge aus der Fabrik zu reden pflegte, so fragte sie ihn nicht weiter nach der Ursache seiner veränderten Gemüthsstimmung. Sie war glücklich, wenn ihr in allem peinlich gewissenhafter Mann bei seiner vielen Arbeit und dem häufigen Aerger über das Arbeitspersonal in der Fabrik ein freundliches Gesicht mit heim brachte.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

— Telegramme des Kaisers. Bevor Seine Majestät der Kaiser eine Reise ins Ausland antritt, werden mit den Telegraphenverwaltungen der Länder, die er berührt, Abmachungen getroffen, die darauf abzielen, den Kaiser in die Lage zu versetzen, von jedem Orte aus, wo er Aufenthalt nimmt, möglichst rasch und unmittelbar mit Berlin telegraphisch zu verkehren. Ist der betreffende Ort an das Telegraphennetz nicht angeschlossen, so wird für die Dauer der Anwesenheit des Kaisers die erforderliche Verbindung eigens hergestellt. Ferner wird darauf geachtet, daß die kaiserlichen Depeschen so selten wie möglich umgeschaltet werden. Den kaiserlichen Depeschen wird, soweit sich das mit der Beförderung überhaupt verträgt, die Bahn freigegeben. Die Telegraphenverwaltungen des Auslandes pflegen dabei das erdenklichste Entgegenkommen zu zeigen. Als der Kaiser vor einigen Jahren Schweden bereiste und sich mehrere Tage lang in Ryland am Angerman-Elf aufhielt, vollzog sich zwischen Ryland u. Berlin der telegraphische Verkehr unmittelbar. Sonst werden Telegramme, welche diese beiden Orte mit einander wechseln, unterwegs mindestens zweimal, in Stockholm und Malmö, umgeschaltet. Mit Malmö ist Berlin durch ein direktes Kabel verbunden. Malmö giebt die Depesche weiter nach Stockholm, und von da aus wird die Depesche nach Ryland abtelegraphirt. Für die kaiserlichen Depeschen aber war der Aufenthalt in Stockholm wie in Malmö — die nöthigen Vorkehrungen lassen sich leicht treffen — beseitigt, so daß Berlin mit Ryland und Ryland mit Berlin arbeitete. Die dadurch erzielte Zeitersparniß ist beträchtlich. Angenommen, eine kaiserliche Depesche umfasse einhundert Worte — Telegramme von solcher Ausdehnung sind im Verkehr, der von und mit Sr. Majestät dem Kaiser unterhalten wird, sehr häufig —, angenommen ferner, daß in einer Stunde etwa achthundert Worte telegraphirt werden, so ergiebt sich, daß eine solche Depesche, wenn sie nicht direkt befördert wird, sondern in Stockholm und Malmö umgeschaltet wurde, mindestens eine Stunde später eintraf. Was den telegraphischen Verkehr betrifft, den Seine Majestät der Kaiser von Odde aus mit Berlin unterhalten hat, so ist zu bemerken, daß diese Telegramme höchstens einmal, nämlich in Christiania, umgeschaltet worden sind. Mit Christiania arbeitet Berlin direkt, und die norwegische Telegraphenverwaltung wird dafür gesorgt haben, daß Christiania mit Odde unmittelbaren Verkehr pflegen kann. Zu berücksichtigen ist dabei, daß die kaiserliche Yacht in der Regel an das Telegraphennetz angeschlossen wird, so daß von der Hohenzollern aus nach Christiania telegraphirt wird, und Christiania die Depesche nach Berlin weitergiebt. Die auf der „Hohenzollern" aufgegebenen Telegramme tragen dementsprechend den Vermerk: „An Bord Seiner Majestät Schiff „Hohenzollern". Telegraphenbeamte sind auf der „Hohenzollern" stets anwesend, und die telegraphische Verbindung der Yacht mit dem Lande ist rasch hergestellt. Der Ort, bei dem sie vor Anker gehen wird, ist vorher, gleichfalls von der „Hohenzollern" aus, davon in Kenntniß gesetzt, und die Vorbereitungen, die Yacht an das Telegraphennetz anzuschließen, werden demgemäß getroffen. Ebenso wird verfahren, wenn der Kaiser sich in anderen Gewässern aufhält.

— Kinderopfer für Eisenbahnen. Wie der „Ostasiatische Lloyd" der „Tientsin Times" entnimmt, findet unter dem chinesischen Volke die lächerliche Nachricht allgemeinen Glauben, daß man zum sicheren Bau von Eisenbahnen die Körper von Kindern nothwendig brauche, und zwar müßte eigentlich einer derselben unter jeder Eisenbahnschwelle vergraben werden. Der russische Minister in Peking habe demnach die Kaiserin von China ersucht, ihm 2000 Kinder zu diesem Zwecke zu überweisen. Die professionellen Kinderräuber machen sich diese wilden Gerüchte zu Nutze, um ihrem Handwerk nachzugehen, in dem Glauben, die Schuld würde, wenn Kinder abhanden kommen, auf die Schultern der Ausländer fallen. — Die Idee, daß das Opfern von Menschenleben nothwendig sei, um die Sicherheit von großen öffentlichen Bauten, wie z. B. Brücken, zu garantiren, ist in China überhaupt allgemein verbreitet. In einer an Tschili grenzenden Provinz wurden z. B. vor einiger Zeit acht Kinder bei dem Wiederaufbau einer Brücke, die verschiedene Male durch starke Hochwasserfluthen fortgeschwemmt worden war, aufgeopfert. Man nahm die Kinder aus armen Familien, und die Eltern erhielten dafür ein werthvolles Geldgeschenk. Da diese neue Brücke aus sehr starkem Material hergestellt worden ist, so hat sie auch dem Wasserdruck bislang widerstehen können; das Volk führt aber diesen Umstand darauf zurück, daß durch die Opferung der Kinder der Flußgott beruhigt worden ist und er die Brücke deshalb vor einem weiteren Zusammenbruch geschützt hat.

— Das kleinste Pferd. Der Marchese Carcano, einer der bekanntesten lombardischen Pferdezüchter, hat seit einigen Tagen in Mailand ein Pferd ausgestellt, das wegen seiner Kleinheit und außergewöhnlichen Schönheit der Formen Aufsehen erregt. Es handelt sich um eines jener Shetlandponies, die als die kleinste Pferderasse gelten. In Brehms „Thierleben" wird über diese Ponies berichtet, daß sie in der Regel 90 Centimeter hoch werden, manchmal sogar nur 82 bis 85 Centimeter. Der Pony, den Marchese Carcano durch zweckmäßige, viele Jahre hindurch vorgenommene Züchtung erzielt hat, ist nur 60 Centimeter hoch, dabei aber wohlgebildet, lebhaft und stark. Marchese Carcano benützt seine zierlichen Ponies, die nicht größer sind, als ein mittlerer Hund, in Viererzügen vor leichten Korbwagen und versichert, daß sie an Schnelligkeit und Ausdauer bewundernswerth seien. Dabei sei ihre Wartung ebenso billig wie bequem. Das Futter für einen Viererzug koste nur 60 Centesimi (48 Pfennige) im Tag.

— Eine lustige Bahn- und Zollgeschichte erzählt die „Klettgauer Zeitung": „Wohnt da bei einer Bahnstation an der badisch-schweizerischen Grenze ein höherer Gerichtsbeamter, dem es nicht darauf ankommt, hier und da einer durstigen Leber zu Hilfe zu springen. Da fuhr keuschend und pustend ein schwer beladener Güterzug an; eine brennende Hitze herrscht, und keuchend wischt sich das Zugspersonal den Schweiß von der Stirn. Der Anblick der verschmachtenden Eisenbahner regt die Mildthätigkeit des zusehenden Beamten an, und er offerirt den durstigen Kehlen einen Krug voll Wein. Diese lassen sich das nicht zweimal sagen; rasch springt einer vom Zuge; aus des Kellers tiefsten Gründen wird ein Krug Wein geholt, und da die Eisenbahner nicht wie die Mähder gewohnt sind, aus dem Krug zu trinken, wird auch noch ein Glas mitgegeben. In der einen Hand den Krug, in der anderen das Glas, eilt der Mann dem Zuge zu; aber da, bevor er ihn erreicht hat, naht das Verhängniß. Ein Pfiff tönt, und der Lokomotivführer hat die Pflicht, abzufahren; sehnsüchtig schaut er nach dem Kruge, aber Pflicht geht vor Durst. Der Mann mit dem Kruge erreicht den Zug, während er im Laufe begriffen; aber er kann, in der einen Hand den Krug, in der andern das Glas, sich nirgends halten und fort ist der Zug. Was nun? Entschluß und Ausführung ist eins. Mit dem gefüllten Kruge und dem Glase rennt der Mann auf der Linie dem Zuge nach, der nächsten Station jenseits der Grenze zu und erreicht diese, bevor der Zug abgefahren. „Halt, haben Sie was Zollbares!?" so fährt ihn nun der strenge Wächter der Grenzen an. Selbstverständlich ist der also eingeschmuggelte Wein zollbar; der arme Mann, vom vielen Rennen keuchend, muß etwa 10 M. deponiren, damit seine Kameraden den von mildthätiger Hand gespendeten Wein trinken dürfen. Aber mit dem Wein sind eben auch der Krug und das Glas über die Grenze, und auch auf unserer Seite stehen Grenzer, die einfach verlangen, daß nun vom Krug und vom Glas auch der Einfuhrzoll bezahlt werde, weil dieselben bei der Ausfuhr nicht vorgemerkt wurden. Nun gewaltige Untersuchung u. möglicherweise noch Depeschen- und Notenwechsel zwischen Bern und Berlin."

SLUB
Wir führen Wissen.